

Die Zehnte Welt

Nr. 36

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

* * Hans und Peter. * *

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Frau Roland hatte also gelogen. Sie hatte gelogen, als sie an diesem Morgen dem Sohn, der sie fragte, was aus dem Miniaturbild geworden, geantwortet: „Ich weiß nicht recht, vielleicht habe ich's im Schreibstisch.“

Sie hatte es in der Hand gehabt, hin und her dreht und betrachtet ein paar Tage vorher, dann wieder in dem geheimen Fach versteckt mit Briefen, einen Briefen.

Peter betrachtete seine Mutter, die gelogen hatte. Er betrachtete sie mit der Verzweiflungswuth eines untergangenen Sohnes, der sich in seinen heiligsten Gefühlen betrogen fühlt, mit der Eifersucht eines blinden Mannes, der endlich den schmachvollen Betrug entdeckt. Wenn er, der ihr Sohn war, der Mann dieser Frau gewesen wäre, hätte er sie bei den Handgelenken gepackt, bei den Schultern, bei den Haaren, zu Boden geworfen, sie geschlagen, gelogen und zerstampft. Und er konnte nichts sagen, nichts thun, sich nichts merken lassen. Er war ihr Sohn, er hatte nichts zu rächen. Ihn hatte man nicht betrogen.

Und doch hatte sie ihn betrogen, in seiner Zärtlichkeit betrogen, in seiner frommen Ehrfurcht. Sie mußte für ihn unantastbar sein, wie jede Mutter für ihr Kind. Wenn die Wuth, die in ihm groß geworden war, sich fast bis zum Haß gesteigert hatte, so war es deshalb, weil er meinte, sie sei ihm fast noch strafbarer als seinem Vater gegenüber.

Die Liebe von Mann und Frau ist ein freiwilliger Vertrag, in dem Derjenige, der sich schwach zeigt, sich nur einer Trennlosigkeit schuldig macht. Wenn die Frau aber Mutter geworden ist, so ist damit ihre Pflicht gewachsen, weil die Natur ihr das Gedeihen eines neuen Geschlechtes anvertraut. Wenn sie dann unterliegt, so ist sie feige, unwürdig und niederträchtig.

„Na, jedenfalls“, sagte plötzlich der alte Roland, indem er seine Beine unter dem Tisch streckte, wie er es jeden Abend that, um sein Glas Johannisbeerschnaps zu trinken, „ist's garnicht dumm, nichts zu thun, wenn man sein kleines Einkommen hat. Ich hoffe, daß Hans uns nun 'mal zu 'nem Dinerchen laden wird. Hol's der Teufel, wenn ich mir auch ein Magen dabei verderbe.“

Dann wandte er sich zu seiner Frau: „Suche doch 'mal das Bild, Alte, da Du fertig gegessen hast. Mir macht's Spaß, das Ding 'mal wieder zu sehen.“

Sie stand auf, nahm ein Licht und ging hinaus. Dann kam sie nach einer Abwesenheit, die Peter ihr lang erschienen, obgleich sie kaum drei Minuten dauerte, lächelnd wieder und hielt an einem Tische ein vergoldetes alterthümliches Nähhüchen.

„Hier“, sagte sie. „Ich hab's beinahe sofort wiedergefunden.“

Der Doktor hatte zuerst die Hand darnach ausgestreckt. Er nahm das Bild in die Hand, und mit ausgestrecktem Arm betrachtete er es von Weitem. Und dann, als er fühlte, daß seine Mutter ihn ansah, hob er langsam die Augen zu seinem Bruder, um zu vergleichen. Er hätte in seiner Wuth beinahe gesagt: „Da sieh' mal Einer an, das ist der reine Hans!“ Und wenn er auch die gefährlichen Worte nicht auszusprechen wagte, gab er doch seinem Gebankengange Ausdruck durch die Art und Weise, wie er das gemalte Gesicht mit dem lebendigen verglich. Sie hatten unbedingt gemeinsame Züge. Derselbe Bart, dieselbe Stirn. Aber doch nichts, was so in die Augen fiel, daß man hätte behaupten dürfen: „Das ist Vater und Sohn!“

Es war mehr eine Familienähnlichkeit. Eine Aehnlichkeit der Physiognomie durch das gleiche Blut. Aber was für Peter viel entscheidender war, als der Gesichtsschnitt, war seine Mutter, die aufgestanden war, ihnen den Rücken gewendet hatte und viel zu langsam sich damit beschäftigte, Zucker und Schnaps in den Wandschrank einzuschließen.

Sie hatte begriffen, daß er wußte, was geschah, oder es wenigstens ahnte.

„Gieb mir 'mal das Ding her!“ sagte Roland. Peter reichte ihm das Miniaturbild, und sein Vater rückte das Licht heran, um besser sehen zu können. Dann sagte er ganz weich vor sich hin:

„Armer Kerl! Und so sah er wirklich aus, als wir ihn kennen lernten. Jesus nochmal! Wie so was schnell geht. O, er war damals ein hübscher Kerl und hatte so ein angenehmes Benehmen. Nicht wahr, Louise?“

Da seine Frau nicht antwortete, fuhr er fort: „Und dieser sich immer gleich bleibende Charakter. Ich habe ihn niemals schlechter Laine gesehen. Na, nun ist's aus. Von Dem ist nichts mehr übrig, als . . . was er Hans hinterlassen hat. Jedenfalls ist Eins klar, daß er ein guter und treuer Freund bis an's Ende geblieben ist. Er hat uns selbst im Tode nicht vergessen.“

Nun streckte auch Hans den Arm aus, um das Bild anzusehen. Er betrachtete es ein paar Augenblicke und sagte dann mit Bedauern: „Ich erkenne ihn absolut nicht wieder. Ich habe ihn nur noch vor Augen mit weißem Haar.“

Und er gab das kleine Bild seiner Mutter zurück. Sie warf einen flüchtigen, nur kurzen Blick darauf, ängstlich, wie es schien, und sagte dann im Tone wie immer: „Das gehört jetzt Dir, Hännschen, da Du sein Erbe bist. Wir nehmen es in Deine neue Wohnung mit.“

Und als sie in den Salon traten, stellte sie das Bildchen auf den Kamin neben die Uhr, wo es früher gestanden hatte.

Roland stopfte seine Pfeife; Peter und Hans zündeten sich Zigaretten an.

Sie rauchten gewöhnlich, indem Einer im Zimmer auf und ab ging, der Andere mit übereinandergeschlagenen Beinen in einen Lehnstuhl versunken saß. Der Vater setzte sich immer rittlings auf einen Stuhl und spuckte von Weitem in's Kaminfeuer.

Frau Roland pflegte auf einem niedrigen Stuhl an einem kleinen Tische, auf dem die Lampe stand, zu sitzen, sticte, stricte oder zeichnete Wäsche.

In diesem Abend begann sie eine Stickerei für Hans' Zimmer. Es war eine schwierige, komplizierte Arbeit, die im Anfang ihre volle Aufmerksamkeit erforderte. Und doch schlug sie ab und zu die Augen, die die Kreuzchen zählten, auf, um kurz und flüchtig das kleine Bild des Todten zu betrachten, das an die Kaminnuhr gelehnt stand. Und der Doktor, der mit vier, fünf großen Schritten durch das Zimmer eilte, die Hände auf dem Rücken, die Zigarette zwischen den Lippen, begegnete jedesmal dem Blick der Mutter.

Es war, als bespähnten sie einander, als wäre zwischen ihnen der Krieg erklärt. Und ein schmerzliches, unerträgliches Wehgefühl schnürte Peter's Herz zusammen. Er sagte sich, gequält und doch befriedigt: „Muß sie jetzt leiden, wo sie weiß, daß ich sie erkannt habe!“ Und jedesmal, wenn er am Kamin vorbeikam, betrachtete er Maréchal's blondes Antlitz, um recht zu zeigen, daß ihn ein Gedanke beschäftigte. So ward dieses kleine Bild, kaum so groß wie eine Handfläche zu einem lebenden Menschen, einem bösen, furchtbaren Geist, der plötzlich in dies Haus, in diese Familie eingedrungen.

Da klang die Klingel an der Hausthür. Frau Roland, die sonst so ruhig war, zuckte zusammen und verrieth dadurch dem Doktor die Erregung ihrer Nerven.

Dann sagte sie: „Es wird Frau Rosenmilly sein.“ Und ihr ängstliches Auge schweifte wieder zum Kamin hinüber.

Peter begriff ihre Angst und ihr Entsetzen, oder meinte, sie zu verstehen. Der Blick der Frauen ist durchdringend. Sie begreifen schnell und sind mit einem Verdacht schnell bei der Hand. Wenn sie einträte, würde sie dieses unbekannt kleine Bildchen sofort sehen und vielleicht die Aehnlichkeit zwischen diesem Gesicht und Hans herausfinden. Und dann würde sie Alles verstehen und begreifen. Er bekam Angst, eine plötzliche, furchterliche Angst, daß diese Schmach enthüllt werden könnte. Und als die Thür

ah plötzlich Roland an der Wand Nege zum Granat-
trebsfang.

„Ach, so was!“ rief er, „hier werden Garnelen
gefangen.“

„Ja!“ antwortete Beaufre. „Es ist sogar der
Punkt an der ganzen Riste, wo sie am häufigsten
sind.“

„Donnerwetter! Wollen wir nicht nach dem
Frühstück mal auf den Fang gehen?“

Es traf sich gerade so, daß um drei Uhr Ebbe
war. Und sie beschlossen Alle, Nachmittags in die
Klippen zu gehen, um Granatrebte zu fischen.

Man ah wenig, damit ihnen das Blut nicht zu
Kopf stiege, wenn man nachher mit dem Fischen im
Wasser wäre. Und damit wollte man kein Appetit
aufsparen für das Mittagbrod. Es war ein wunder-
volles Festmahl bestellt worden, das um sechs Uhr
bei ihrer Rückkehr bereit sein sollte.

Roland konnte es vor Ungeduld nicht mehr aus-
halten. Er wollte für diesen Fang besonders ge-
eignete Nege kaufen, ähnlich den Schmetterlings-
negen, die man benutzt, um auf den Weiden Falter
zu fangen.

Es waren kleine Säcke aus Netzgesticht, auf
ein rund gebogenes Holz gespannt, an einem laugen
Stod. Alphonse borgte sie ihm, immer lächelnd.
Dann half sie den beiden Damen sich umzuziehen,
um sich nicht naß zu machen. Sie bot ihnen Röcke
an, bide Wollstrümpfe und Ginsterschuhe. Die Herren
zogen die Strümpfe aus und kauften beim Schuh-
macher im Ort Holzspanntoffeln.

Dann gingen sie fort, das Netz auf der Schulter
und eine Butte auf dem Rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte und Anwendung des Calciumkarbids.

Von Bruno Borchardt.

Calciumkarbid ist ein Wort, das noch vor wenigen
Jahren im großen Publikum so gut wie
unbekannt war, heute aber in aller Munde
ist. Fast könnte man sagen, jedes Kind weiß heute,
daß Calciumkarbid ein fester Körper ist, den man
im elektrischen Ofen erhält, und der in gewöhnliches
Wasser geworfen das brennbare und stark leuchtende
Acetylen gas entwickelt; dieses letztere wird in immer
steigendem Maße zur Beleuchtung verwendet. Calcium-
karbid und Acetylen sind Begriffe, die heute stets
zusammen gedacht, als zusammen gehörig betrachtet
werden; ihre Verwendung hat einen solchen Umfang
angenommen, daß sich eine große Industrie zu ihrer
Verwertung entwickelt hat und bereits Anstellungen
von den Vertretern dieses Industriezweiges veran-
staltet worden sind.

In der Wissenschaft ist weder das Acetylen
noch das Calciumkarbid ein so junger, früher un-
bekannter Körper, wie wohl Mancher glaubt, der
die Bekanntheit mit ihnen erst in der letzten fünf
bis acht Jahren gemacht hat. Acetylen ist ein
sogenannter Kohlenwasserstoff, d. i. ein Gas, welches
eine chemische Verbindung von Kohlenstoff und
Wasserstoff ist, und zwar zeichnet sich das Acetylen
durch seinen Reichthum an Kohlenstoff aus. Es
entsteht beim Verbrennen der verschiedensten organi-
schen Körper; auch im gewöhnlichen Leuchtgas ist
stets etwas Acetylen enthalten. Kohlenstoff und
Wasserstoff verbinden sich in den aller verschiedensten
Gewichtsverhältnissen, so daß es eine Reihe sehr
verschiedener Kohlenwasserstoffe giebt, wir nennen
nur Methan (Grubengas), Aethan, Propan, Aethylen,
Ethylen, Amylen, Allylen. Unter allen diesen
und wegen ihrer anderen Kohlenwasserstoffe ist
das Acetylen der einzige, welchen man ganz direkt
und unmittelbar aus Kohlenstoff und Wasserstoff
erhält, wenn man sie durch die Einwirkung des
elektrischen Funkens zur Verbindung bringt. Daher
mußte das Acetylen unter allen Kohlenwasserstoffen,
die wegen ihrer technischen Wichtigkeit auch das
wissenschaftliche Interesse anregten, dies noch in
ganz besonderem Maße thun, und thatsächlich sind
seine Eigenschaften recht eingehend studirt worden.

So finde ich in einem veralteten Lehrbuch der Chemie
aus dem Jahre 1870, das vor mir liegt, bereits
das Acetylen als den Ausgangsstoff zur künstlichen
Darstellung von Alkohol angegeben, eine Angabe
von rein theoretischem Interesse, von der man da-
mals nicht annehmen konnte, daß sie jemals prak-
tische Bedeutung gewinnen könnte.

Auch das Calciumkarbid wird in der Wissen-
schaft schon frühzeitig genannt. Der Name deutet
bereits an, daß es sich um eine chemische Verbindung
des Metalles Calcium mit Kohlenstoff (lat. Carbo)
handelt. Das Calcium ist ein im gewöhnlichen Kalk
enthaltenes Metall, das in verschiedener Weise daraus
gewonnen werden kann. Seine Verbindung mit Kohle
wurde zuerst vor 60 Jahren von dem Chemiker
Gare angegeben. Derselbe ließ ein Gemenge von
Kalkerde und Zucker in einem bedeckten Gefäße bei
strengem Feuer verbrennen, und erhitzte dann die
schwarze Masse zwischen zwei Kohleplatten, zwischen
welchen ein elektrischer Strom aus einer Grove'schen
Batterie überging. War das Gas, in welchem die
elektrische Entladung erfolgte, sauerstofffrei, so wurde
die Kalkerde durch die Kohle zu einem Calcium-
karbid reduziert, das in Gestalt einer grauen Masse
zurückblieb.

Als der eigentliche Erfinder des Calciumkarbids
wird der berühmte Chemiker Friedrich Wöhler
(1800—1882) angesehen. Im Jahre 1862 be-
schrieb er einen Versuch, bei welchem er eine Ver-
einigung der beiden Metalle Calcium und Zink mit
Kohle sehr stark erhitzte; dadurch erhielt er ein Cal-
ciumkarbid, dessen Eigenschaften er näher unter-
suchte. So wußte Wöhler bereits, daß das von
ihm erhaltene Calciumkarbid die merkwürdige Eigen-
schaft hatte, bei Berührung mit Wasser sich zu zer-
setzen, wobei als Nebenstand Kalkhydrat blieb; wäh-
rend sich ein Gas entwickelte, das Wöhler zwar
nicht genau analysirte (in seiner Zusammen-
setzung untersuchte), an dem er aber die charakteristischen
Eigenschaften des bereits von Davy entdeckten und
von Berthelot näher untersuchten Acetylen er-
kannte. In erster Reihe steht hier die Eigenschaft,
mit hell leuchtender ruhender Flamme zu verbrennen.

In eine technische Verwendung des so dargestell-
ten Calciumkarbids und Acetylen konnte damals in
keiner Weise gedacht werden. Die Beleuchtungs-
technik bewegte sich in ganz anderen Bahnen als
heute; dem gewöhnlichen Leuchtgas war eine thät-
sächliche Konkurrenz noch nicht entstanden; das elek-
trische Licht hatte nur die Bedeutung eines inter-
essanten Experiments ohne Aussicht auf praktische
Verwertung. Uebrigens ist Wöhler's Verfahren,
welches von den Metallen Calcium und Zink aus-
geht, ein so theures, daß auch heute Niemand daran
denken wird, Calciumkarbid und Acetylen auf diese
Weise im Großen herzustellen. Wissenschaftlich ba-
gegnet waren die Versuche Wöhler's von allergrößtem
Interesse; es wurde durch sie dargethan, daß die
Kohle bei hoher Temperatur ein Reduktionsmittel
für Metalloxyde ist. Wir sehen in der Folgezeit in
der wissenschaftlichen Literatur verschiedentlich darauf
hingewiesen und finden mehrfach Untersuchungen über
die Fähigkeit der Kohle, sich mit Calcium und anderen
Erdbalkmetallen, z. B. Barium, Strontium u. A.
zu Karbiden zu verbinden.

Auch die genauere chemische Zusammensetzung
des Calciumkarbids war den Chemikern durchaus
bekannt. Zwar hatte Wöhler keine genaue Analyse
des Körpers angegeben; da er aber mit Wasser
Acetylen gab, so war die wahrscheinliche Zusammen-
setzung für jeden Chemiker leicht auszurechnen. Wir
wollen über die Zeichensprache der Chemiker hier
einige Worte anfügen:

In der modernen Physik und Chemie geht man
von der Annahme aus, daß alle Körper aus kleinsten
Theilen, sog. Molekülen bestehen, welche aus noch
kleineren Theilen, Atomen der Grundstoffe, gebildet
sind. Mit den Anfangsbuchstaben der Stoffe werden
diese bezeichnet und zugleich die kleinsten Gewichts-
mengen oder die Atome, in welchen sie mit anderen
Stoffen zu neuen Körpern oder Verbindungen zu-
sammentreten. So bedeutet H (Hydrogenium =
Wasserstoff) 1 Gewichtstheil Wasserstoff, C (Carbo =
Kohle) 12 Gewichtstheile Kohlenstoff, O (Oxygenium

= Sauerstoff) 16 Gewichtstheile Sauerstoff, Ca
40 Gewichtstheile Calcium, u. s. f. In einem
Molekül Wasser sind 2 Gewichtstheile Wasserstoff
mit 16 Gewichtstheilen Sauerstoff verbunden; deshalb
schreibt der Chemiker für Wasser H₂O. Im Acetylen
sind 2 Gewichtstheile Wasserstoff mit 24 Gewichts-
theilen Kohle verbunden; deshalb ist die Formel des
Acetylen H₂C₂. Da nun Acetylen aus dem Wasser
durch Berührung mit Calciumkarbid entsteht, so ist O
durch C₂, also 16 Gewichtstheile Sauerstoff durch
24 Gewichtstheile Kohle verdrängt. Mithin enthält
das Calciumkarbid 24 Gewichtstheile Kohle auf
soviel Gewichtstheile Calcium, als sich bei dem
ganzen Vorgang mit 16 Gewichtstheilen Sauerstoff
verbinden läßt. Das sind nun 40 Gewichtstheile
Calcium. Dem entsprechend müßte das Calcium-
karbid aus je 40 Gewichtstheilen Calcium mit 24 Ge-
wichtstheilen Kohle bestehen. Die Formel, welche aus
solchen Ueberlegungen aufgestellt ist, lautet Ca C₂,
und diese finden wir denn auch seit vielen Jahren
in den Lehrbüchern der Chemie angeführt.

So führten denn das Calciumkarbid und das
Acetylen in den wissenschaftlichen Büchern ein stilles
und beschauliches Dasein; in den Laboratorien der
Forscher wurden sie zuweilen dargestellt und in
Vorlesungsversuchen den Studenten vorgeführt, ohne
daß eine Nachricht von ihrer Existenz über die
engsten Kreise der Fachgelehrten hinausdrang. Das
änderte sich aber mit einem Schlage. Gegen Ende
des Jahres 1894 und zu Anfang 1895 sprach
plötzlich Jedermann von dem neu entdeckten Körper
Calciumkarbid und dem mit seiner Hilfe dargestellten
neuen Gase Acetylen, von welchem man Wunder-
dinge erwartete. Alle Hoffnungen, die man damals
hegte, sind ja nicht in Erfüllung gegangen, und
neue Entdeckungen — wir erinnern nur an die
Röntgenstrahlen — drängten das Calciumkarbid
etwas in den Hintergrund. Aber vergessen ist es
keineswegs; sondern eine mächtige Industrie hat
sich an seine Verwertung angeschlossen.

Dieser plötzliche Umschwung in Bezug auf das
Calciumkarbid, sein Bekanntwerden und seine Ver-
stellung in großen Massen hängt mit der groß-
artigen Entwicklung zusammen, welche die Elektro-
technik im letzten Jahrzehnt erfahren hat. Der
elektrische Strom wurde in immer steigendem Maße
benutzt, um Metalle aus ihren Erzen zu gewinnen.
Der elektrische Strom hat einerseits die Eigenschaft,
seine Leitungsbahn zu erwärmen; diese Erwärmung
kann bei einem starken Strom bis zu einem voll-
ständigen Schmelzen der Bahn gesteigert werden.
Die durch den Strom erzielte Erwärmung ist um
so stärker, je größer der Widerstand ist, welchen die
Leitungsbahn dem Strom bietet. Hat man z. B.
in eine gute Kupferleitung einen dünnen Kohlestrang
eingeschaltet, so wird dieser bis zum Glühen erhitzt,
wie jede elektrische Glühlampe zeigt. Bei noch
stärkerem Widerstande, wie ihn schlechtleitende Sub-
stanzen, z. B. Thonerde, darbieten, kann dieselbe voll-
ständig geschmolzen werden.

Eine zweite wichtige Wirkung, welche der elektrische
Strom ausübt, ist das Zerlegen von Flüssigkeiten,
durch welche er hindurch geht. Hierauf beruht
z. B. das galvanische Ueberziehen mit Gold, Silber,
Nickel und anderen Metallen. Der zu vergoldende
Körper wird in eine goldhaltige Lösung eingehängt,
und dann der Strom hindurchgeleitet, wobei der
eingehängte Körper als Stromzuführung, und zwar
für den negativen Strom, also als sogen. Kathode
dient. Sofort wird das Gold aus der Lösung
ausgefällt und als zarter, aber fest haftender Ueber-
zug auf die Kathode niedergeschlagen, während an
der anderen Stromzuführung, an der sogen. Anode,
sich Sauerstoff oder Säure abscheidet. Man nennt
diesen Vorgang Elektrolyse; die elektrolytische
Gewinnung von Metallen aus Schmelzen wurde
bereits im Jahre 1852 durch Robert Dunsen be-
gründet. Dunsen benutzte Chlorverbindungen der
Metalle Barium, Strontium, Calcium und Magnesium,
die er zum Schmelzen brachte, worauf durch den
elektrischen Strom die Metalle abgetrennt wurden.
Zwei Jahre später schlug er vor, aus dem Aluminium-
natriumchlorid auf dieselbe Weise das Aluminium
zu gewinnen. Aluminium ist das silberglänzende

Metall, welches einen Hauptbestandtheil der Thonerde und damit einen Hauptbestandtheil der Erde überhaupt bildet. Wenn man ein Gemisch von Thonerde und Kohle stark erhitzt und einen Chlorstrom darüber leitet, so entsteht Aluminiumchlorid, indem der in der Thonerde vorhandene Sauerstoff zur Verbrennung der Kohle verbraucht wird. Aus diesem Aluminiumchlorid gelang es zuerst im Jahre 1827 Wöhler, das reine Aluminium abzuscheiden. Praktisch verwertbar war das glänzende Metall, das „Silber aus Lehm“ natürlich nicht; stellte sich der Preis eines Kilogramms doch auf etwa 8000 Mark. Als es Bunsen 1854 gelang, das Aluminium auf elektrolytischem Wege zu gewinnen, wurde an diesen Verhältnissen nichts geändert; denn auch diese Methode der Aluminiumgewinnung war eine viel zu theuere.

Die erste fabrikmäßige Herstellung von Aluminium begann im Jahre 1855, wo mit reichlicher Staatsunterstützung in Frankreich von Deville eine Aluminiumfabrik gegründet wurde. Das Verfahren war nicht das moderne elektrolytische, sondern schloß sich an die chemische Methode von Wöhler an. Sommerhaupt der Preis des Aluminiums bei dieser fabrikmäßigen Herstellung auf 1000 Mark pro Kilo und im Laufe weniger Jahre auf einige hundert Mark, welcher Preis bis zum Jahre 1885 beständig blieb. In jenem Jahre aber begann die Herstellung des Aluminiums auf elektrolytischem Wege, und seitdem ist die Menge des erzeugten Metalls beständig gestiegen, der Preis gesunken. Während zu Ende der fünfziger Jahre in Frankreich 2000 bis 3000 Kilogramm jährlich hergestellt wurden, die den Aluminiumbedarf der ganzen Welt deckten, wurden im Jahre 1890 in dem einzigen Aluminiumwerk zu Neuhausen 38 500 Kilogramm, 1900 sogar 2 1/2 Millionen Kilogramm erzeugt. Der Preis pro Kilogramm betrug Anfang 1890 Mk. 27,60 und war gegen Ende dieses Jahres auf Mk. 15,20 gesunken, um dann regelmäßig weiter zu fallen; 1900 betrug er 2 Mark.

Die großen Schwierigkeiten, welche bei der Herstellung von Aluminium aus Kohle, gelöst und mit einem anderen Material versehen, das Material des Ofens dient sowohl als Elektroanode, und zwar für den positiven Strom, also als Kathode; als Anode tragen eine Reihe Kohlenstäbe von oben in den Ofen hinein. Sobald der Strom angefließen ist, bildet sich zwischen den Elektroden ein mächtiger Flammebogen, in dessen Gluth — die Temperatur beträgt mehr als 3000 Grad — kein noch so festes und schweres Material stand hält. Die in den Ofen gebrachte Thonerde schmilzt wie weiches Wachs, und alsbald beginnt in der geschmolzenen Masse unter der Einwirkung des elektrischen Stromes die Zersetzung. Das Aluminium scheidet sich auf dem Boden ab, während der Sauerstoff — Thonerde ist eine Verbindung von Aluminium mit Sauerstoff, also Aluminiumoxyd* — zur Anode geht und die Kohle, aus welcher sie besteht, mit hochschlagender Flamme verbrennt. Das in flüssigen Zustande gewonnene Metall wird von Zeit zu Zeit durch eine Aufschäumung abgelaufen.

Die großen Erfolge, welche die Aluminiumindustrie in kurzer Zeit aufzuweisen hatte, legten den Schauer nahe, auch andere Metalle aus ihren Oxyden zu gewinnen, indem man bei sehr hoher Temperatur im elektrischen Schmelzen Kohle zum Reducieren (d. i. zur Entfernung des Sauerstoffes) anwendet. Speziell der französische Gelehrte Moissan untersuchte sehr verschiedene Metalloxyde im elektrischen Ofen, welche er in einem neuen Konstruktionsansehen liess. Zum Theil erhielt er die Metalle ganz rein, wie Nickel, Kobalt, Chrom, zum Theil aber gingen die Metalle mit dem Material der Kathode, also der Kohle, welche den Boden resp. die Wände des Ofens bildet, sofort eine Verbindung ein, es bildeten sich Karbid des Metalls. Das war z. B. der Fall, wenn Nickerloxyd (Magnesia, das Oxyd des Metalls Magnesium) geschmolzen und zerlegt wurde; man erhielt dann nicht das reine,

* Eine Verbindung aus Metalle mit Sauerstoff nennt man Oxyd des betreffenden Metalls.

metallische Magnesium, sondern Magnesiumkarbid. Ebenso erhielt man Strontiumkarbid bei der gleichen Behandlung von Strontiumoxyd (Strontiumoxyd) und Calciumkarbid bei der von Kalk (Calciumoxyd). Im Jahre 1892 machte Moissan der französischen Akademie der Wissenschaften von seinen Untersuchungen Mittheilung und erwähnte darin nebenbei auch das Calciumkarbid, ohne auf seine technische Verwendung hinzuweisen. Sehr bald aber behandelte er das Calciumkarbid sowie das aus ihm gewonnene Acetylen eingehender, und ein Landsmann von ihm, Buntler, ließ sich die Herstellung desselben im elektrischen Ofen patentiren. Es scheint aber nicht, daß die Industrie dadurch mächtig angeregt wurde; das Gegentheil geschah vielmehr von Amerika aus. Wir wollen noch bemerken, daß in Deutschland das Anfangs erhaltene Buntler'sche Patent wieder für nichtig erklärt worden ist, da es zur Zeit seiner Ertheilung nichts Neues gebracht habe; in Frankreich dagegen ist es vom obersten Gerichtshof als gültig anerkannt worden. Als Folge wird vermuthlich eine Hemmung der Industrie in Frankreich erscheinen, wo sie mit einer starken Abgabe zu Gunsten eines Monopolisten, eben des Herrn Buntler, belastet ist.

Die erste Neuerung Moissan's war nur eine gelegentliche Bemerkung im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit, die sich mit der Verwendung des elektrischen Ofens ganz allgemein beschäftigte. Aber in Amerika wurde man ungefähr zur selben Zeit auf die technische Verwerthbarkeit des Calciumkarbids aufmerksam. Wilson, der leitende Ingenieur eines großen Aluminiumwerkes, beschäftigte sich mit Verbesserungen des elektrischen Schmelzverfahrens, zunächst im Hinblick auf das Schmelzen der Thonerde und die Darstellung des Aluminiums; aber er dehnte seine Untersuchungen auch auf andere feuerfeste Metallverbindungen aus, u. A. auf den Kalk, aus dem er nicht reines Calcium, sondern Calciumkarbid erhielt. Zu Anfang des Jahres 1894 war die leichte Gewinnung dieses Karbids und seine technische Verwerthbarkeit allgemein bekannt, und es entstanden eine Reihe großer Karbidwerke, wir nennen in Europa nur die großen Werke bei Bitterfeld und Neuhausen. Das Verfahren ist ganz ähnlich dem zur Gewinnung des Aluminiums, nur ist Kalk an Stelle der Thonerde zu setzen. Als Sohle des Ofens dient eine starke Eisenplatte, auf welche man eine Schicht von Elektrodenkohle oder Coaks bringt, die mit dem Pol einer Dynamomachine verbunden, unmittelbar als Elektrode dient. Der Strom, in dessen Lichtbogen der Kalk schmilzt, hat eine Stärke von 1700 bis 2000 Ampere bei einer Spannung von 65—100 Volt, was einen Energieaufwand von 150—270 Pferdestärken erfordert. Bemerkenswert sei noch, daß die Zersetzung der geschmolzenen Masse durch den elektrischen Strom eine ganz untergeordnete Rolle spielt, daß vielmehr die überaus hohe Temperatur die hauptsächlichste Ursache der Zersetzung ist. Deshalb hat man in neuester Zeit mehrfach versucht, das Calciumkarbid ohne Hülfe der Elektrizität durch unmittelbare Erhitzung zu erhalten; doch haben diese Versuche zu günstigen Resultaten bisher nicht geführt.

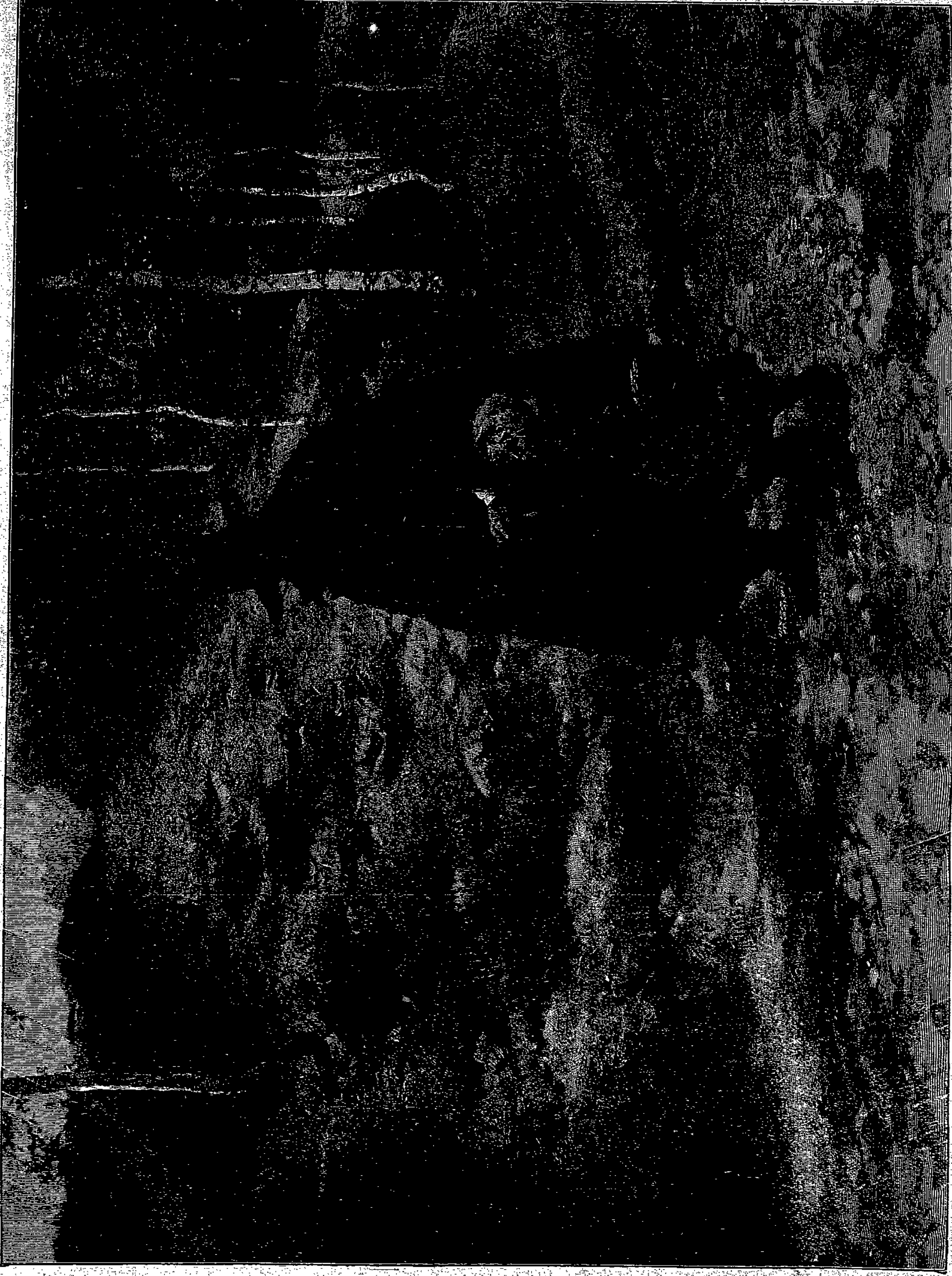
Was nun die Verwendung des Calciumkarbids betrifft, so ist seine wichtigste Benützung die zur Bereitung des Acetylens, das seinerseits hauptsächlich zur Beleuchtung verwendet wird. Zunächst hegte man, wie schon Anfangs erwähnt, ziemlich ausgedehnte Hoffnungen für die Gewinnung des Alkohols. Seit fast 40 Jahren wußte man, daß das Acetylen sich mit weiterem Wasserstoff zu Acetylen säure schließlich Alkohol giebt. Die Aussicht, das Acetylen in großen Mengen billig zu erhalten, wußte sofort auch die Hoffnung auf eine billige Herstellung des Alkohols zu erwecken, wodurch eine nicht abzählbare wirtschaftliche Umwälzung herbeigeführt würde. Indessen haben sich diese Hoffnungen bislang nicht bestätigt. Der auf diesem Wege gewonnene Alkohol ist immer noch viel zu theuer, als daß er mit dem Handel der alkoholischen Getränke in erfolgreiche Konkurrenz treten könnte. Trotzdem kann nicht behauptet werden, daß die Alkoholvereinigung aus Acetylen nicht noch einmal lohnend werden könnte.

Die Hauptverwendung hat das Acetylen, wie gesagt, in der Beleuchtungstechnik gefunden. Da seine Leuchtkraft 14 Mal so groß ist, wie die des gewöhnlichen Leuchtgases, so lag diese Verwendung recht nahe. Freilich störte die ruhende Flamme, doch wurden bald Brenner konstruirt, welche eine vollständige Verbrennung ermöglichten und dadurch ein helleres Licht zugleich mit der Beseitigung des Rußens bewirkten. Neben dem immer stärker um sich greifenden elektrischen Licht und trotz des Siegeszuges des Auer'schen Gasglühlichts ist es nicht zweifelhaft, daß auch das Acetylenlicht eine immer zunehmende Bedeutung erlangen wird. Ueberall da, wo die Anlage größerer Gasanstalten oder elektrischer Kraftwerke nicht lohnend ist, also bei einzelnen gelegenen Häusern und Villen, bietet sich die Acetylenbeleuchtung von selbst dar; aber auch für kleine Städte ist die Anlage von Acetylenzentralen recht lohnend, und das Jahrbuch für Acetylen und Carbide zählt am 10. November 1899 allein in Deutschland bereits 24 solcher Zentralen auf, deren Zahl seither noch erheblich zugenommen hat. Der kleinste der betreffenden Orte ist Schlangenbad mit 382 Einwohnern, der größte Allendorf an der Werra mit 6000 Einwohnern. In Amerika hat selbst eine Stadt mit 12 500 Einwohnern die Acetylenbeleuchtung eingeführt. Das Acetylenlicht tritt also weit weniger als Konkurrent gegen das Steinkohlengas auf, als es vielmehr in erster Linie die veraltete Petroleumbeleuchtung bekämpft und auf diesem Gebiete jedenfalls noch eine große Zukunft hat.

Mit der Benützung in der Beleuchtungstechnik ist die Verwendung des Calciumkarbids und Acetylens keineswegs erschöpft. Man gewinnt z. B. aus dem Acetylen das Acetylen-schwarz, welches die meisten anderen schwarzen Farben an Reinheit und Tiefe übertrifft. Auch die Entwicklung des Acetylens bei Berührung des Karbids mit Wasser hat man noch weiter nutzbar zu machen gesucht. So hat man z. B. Rettungsringe konstruirt, indem man ringförmige Schläuche mit Karbid füllt; sobald sie in's Wasser kommen, beginnt die Acetylen-Entwicklung, die Schläuche blähen sich auf und erhalten eine erhebliche Tragkraft. Dergleichen beruht auch der Vorschlag, der mehrfach gemacht worden ist, gesunkene Schiffe durch Acetylen-Entwicklung zu heben. Das Schiff soll gewendet und gut abgedichtet werden; dann sollen durch Taucher genügende Mengen Karbid eingeführt werden, so daß sich im Schiffsraum große Mengen von Acetylen entwickeln, die das Wasser verdrängen und das Schiff in die Höhe treiben. Es ist bereits ein Patent für ein solches Verfahren erteilt worden; indessen hat man von einem erfolgreichen praktischen Versuche noch nichts gehört.

Eine etwas größere Ausdehnung hat die Verwendung des Calciumkarbids und seiner Rückstände in der Landwirtschaft gefunden. Namentlich mit Phosphorcalcium vermischt hat man sie mit großem Vortheil zum Düngen verwendet. Besondere Hoffnung setzt man auf die Karbidrückstände bei der Bekämpfung der Reblaus. Bei der vorhergehenden Wirkung derselben wäre ein nicht zu theueres, wirksameres Vernichtungsmittel von sehr großer Wichtigkeit; in Deutschland hat die Bekämpfung dieses schädlichen Insektes z. B. in den zwanzig Jahren von 1874 bis 1894 rund 5 1/4 Millionen Mark verschlungen. In Spanien und Frankreich tritt die Reblaus noch verheerender auf; bei ausgedehnten Versuchen, die in diesen Ländern angestellt wurden, erwies sich die Behandlung des Bodens mit reinem Calciumkarbid weniger wirksam, als die mit den Rückständen, die bei seiner industriellen Herstellung sich ergaben.

Eine sehr große Ausdehnung haben indessen alle diese Verwendungsarten noch nicht gewonnen; gegenüber der Benützung des Acetylens zur Beleuchtung treten sie sämmtlich ganz bedeutend zurück. Auch in der Landwirtschaft überwiegt die Benützung zur Beleuchtung; so haben sich größere Güter mehrfach tragbare Acetylenapparate angeschafft, um wichtige Arbeiten, bei der Ernte z. B., auch des Nachts fortsetzen zu können, wenn die Unterbrechung, etwa bei einem drohenden Gewitter, einen beträchtlichen Schaden herbeiführen könnte.



Hugo König: In treuer Hut.

Wie ich Wilhelm Siebknecht kennen lernte.

Von H. S.

Es war im Jahre 1866. Der deutsche Krieg, den man kaum mehr Bürgerkrieg nennen darf, ohne einer zu starken Reizung zu Rathlos und Empörung verhängt zu werden, warf seine Schatten voraus, und namentlich in Sachsen herrschte eine tiefgehende Aufregung. Das war schließlich erklärlich. Das Sachsenland hat sich ja schon vor Gustav Adolfs Zug nach Deutschland und lange nachher des zweifelhaften Vorzuges erfreut, zum Schauplatz der Waffenentscheidungen zu werden, und wenn man annahm, daß von einer neuen Auflage des siebenjährigen Krieges ausgegangen, durfte man mit Recht zittern. Und diese Annahme war weiter verbreitet, als man heute denkt, und zwar gerade in den Kreisen der Sachverständigen und Urtheilsfähigen. Wie man in dem Kreise des österreichischen Heeres über die Chancen des Kampfes dachte, dafür kann ich als einen guten Gewährsmann den Militärchriftsteller Gunglmann v. Bivenot nennen, den ich kurz vor dem Kriege im Hause des Leipziger Geschichtsprofessors Heinrich Wuttke kennen lernte und der sich im Kriege als Führer eines Freikorps durch den erfolgreichen Ueberfall von Troppau ausgezeichnet hat. Derselbe zweifelte zwar nicht am endlichen Siege der schwarz-gelben Fahnen, meinte aber, es würde diesem Siege ein langer, hartnäckiger und an Wechselfällen reicher Kampf vorausgehen. Aber den wirklichen Tagesbefehl Benedek's an sein Heer gelesen hat, der weiß auch, daß Benedek keineswegs an einen Sperrkampf nach Berlin dachte; die den preussischen Truppen mitgeschickte Botschaft war eine einfache Forderung und keine Forderung dem Zweck, den preussischen Nationalhals anzupöbeln und den Krieg populär zu machen. Wie Benedek dachte, hieß es auch damals, und der Sachverständige, der Wuttke kennen lernte, war ein Mann, der die Sachverständigen nicht nur in dem unparteiischen preussischen Landwehrmanns Sinne, sondern auch in dem unparteiischen Reichsmanne, der die preussische Regierung eine feste und ruhige Haltung. Der alte und, wie man zugibt, nicht allzu glückliche Staatsmann, der schon aus dem siebenjährigen Kriege und dem Fehlen des alten Königs kam und durch die politischen Ereignisse des Jahres 1815 eine Führung erhalten hatte, überlebte sich auf, und man erinnerte sich mit Bitterkeit an den preussischen Kaiser, das Friedrich II. über dessen Gebrauche der Krone, die er in dem von Preußen und Sachsen ererbten Lande ausübte, und der die preussischen Truppen gezwungen hatte, mit einem Heere gegen die Bundesgenossen ihres Landes zu ziehen. Man habe die trotz des Lebensalters der preussischen Truppen bei Leipzig erzielte Niederlage nur zwei Drittel des Landes nach sich zu ziehen, und auch die Erinnerung an die preussische Politik (König hat 1815 fünf Jahre geföhrt, weil die Sachsen gegen Preußen nicht gewandt hatten, als sie es sollten, welches Schicksal dem Lande beschieden war) könte nicht auf.

Das alles und dergleichen, welche mit patriotischer Leidenschaft den Sachverständigen einherging, war die Ursache, daß man sich in dem Kreise der Sachverständigen und Urtheilsfähigen, die man in dem Kreise des österreichischen Heeres über die Chancen des Kampfes dachte, dafür kann ich als einen guten Gewährsmann den Militärchriftsteller Gunglmann v. Bivenot nennen, den ich kurz vor dem Kriege im Hause des Leipziger Geschichtsprofessors Heinrich Wuttke kennen lernte und der sich im Kriege als Führer eines Freikorps durch den erfolgreichen Ueberfall von Troppau ausgezeichnet hat. Derselbe zweifelte zwar nicht am endlichen Siege der schwarz-gelben Fahnen, meinte aber, es würde diesem Siege ein langer, hartnäckiger und an Wechselfällen reicher Kampf vorausgehen. Aber den wirklichen Tagesbefehl Benedek's an sein Heer gelesen hat, der weiß auch, daß Benedek keineswegs an einen Sperrkampf nach Berlin dachte; die den preussischen Truppen mitgeschickte Botschaft war eine einfache Forderung und keine Forderung dem Zweck, den preussischen Nationalhals anzupöbeln und den Krieg populär zu machen. Wie Benedek dachte, hieß es auch damals, und der Sachverständige, der Wuttke kennen lernte, war ein Mann, der die Sachverständigen nicht nur in dem unparteiischen preussischen Landwehrmanns Sinne, sondern auch in dem unparteiischen Reichsmanne, der die preussische Regierung eine feste und ruhige Haltung. Der alte und, wie man zugibt, nicht allzu glückliche Staatsmann, der schon aus dem siebenjährigen Kriege und dem Fehlen des alten Königs kam und durch die politischen Ereignisse des Jahres 1815 eine Führung erhalten hatte, überlebte sich auf, und man erinnerte sich mit Bitterkeit an den preussischen Kaiser, das Friedrich II. über dessen Gebrauche der Krone, die er in dem von Preußen und Sachsen ererbten Lande ausübte, und der die preussischen Truppen gezwungen hatte, mit einem Heere gegen die Bundesgenossen ihres Landes zu ziehen. Man habe die trotz des Lebensalters der preussischen Truppen bei Leipzig erzielte Niederlage nur zwei Drittel des Landes nach sich zu ziehen, und auch die Erinnerung an die preussische Politik (König hat 1815 fünf Jahre geföhrt, weil die Sachsen gegen Preußen nicht gewandt hatten, als sie es sollten, welches Schicksal dem Lande beschieden war) könte nicht auf.

ging in den „Pfeffersüden“ gegen den Strich, aber mindestens für stirkte Neutralität und jedenfalls dagegen, daß Sachsen seine bundesstaatlichen Verpflichtungen erfüllte und gegen den Friedensbrecher stritt. Im innersten Herzen wünschte man doch den Preußen den Sieg, wenn man das auch nach Lage der Dinge nicht offen heraus zu sagen wagte. Diese innerste Herzensmeinung trat erst nach der Schlacht von Königgrätz und dem Waffenstillstand von Nicolsburg, namentlich aber während des Zwischenraumes zwischen dem Aufhören der kriegerischen Aktion und dem Friedensschluß zwischen Preußen und Sachsen offen zu Tage. Das „Leipziger Tageblatt“, dessen Redakteur, ein Herr Hiltner, allgemein „Gosen-Hiltner“ hieß und zwar nicht bloß deshalb, weil sein Blatt zum guten Theile von den Annoncen der Gosenstube's-Jahaber und sonstigen Wirthe lebte, streifte plötzlich seinen rein lokalen Charakter ab und wurde politisch, das heißt, es brachte nun fast Tag für Tag keine Entrepôts- und angebliche Berliner Korrespondenzen, die sämtlich den Zweck verfolgten, Stimmung für die Aemerton durch Preußen zu machen und auf dieselbe vorzubereiten; man schilberte sie als zu drei Vierteln beschlossen und unvermeidlich, woraus sich also für den großen Trost der Charakterlosen indirekt der Rath ergab, sich rechtzeitig gut zu dem neuen Herrn zu stellen und sich nicht durch Unhänglichkeit an den alten zu kompromittiren. Auf einer Landesversammlung wurde direkt beschlossen, Preußen um die Aemerton Sachsen's zu bitten und dieselbe als Wunsch der Bevölkerung hin zu stellen, und ohne die Klausel des Friedensvertrages, welche die Verfolgung solcher Bestrebungen ausdrücklich verbietet, würde dieses etwas gar zu ungenirte Liebeswerben den Faisans wohl schlecht bekommen sein.

Hier hätte man wirklich einmal klipp und klar „Hoch- und Landesverrath“ gehabt, den man in anderen Fällen erst mit der größten Mühe künstlich konstruiren mußte. Außerhalb dieser ziemlich scharf umgrenzten Kreise, so in der Bürgerschaft, soweit sie nicht aus geborenen Preußen bestand, nur ein einziger „Hiltner“ gegen ein Zusammengehen mit Preußen. Es war dies ein Badfabrikant Diez, der sich seit Jahren für verpflichtet hielt, seine privaten Ansichten über die Reichsangelegenheiten in Sachsen, über religiöse Fragen usw. auf der sogenannten „Egelwiese“ des „Tageblatt's“ unzulässig in etwas freiem Deutsch land zu thun. Seine Emanationen begannen meist recht alterthümlich mit dem Wörtchen „so“ und in solchen von ihm bezahlten Ergüssen verweigerte der wackerliche Rednermann der sächsischen Regierung seine Zustimmung, „so“ sie sich mit „Panduren, Kronen, Elowaten, Hamaten usw.“ verbände. Der Name „Panduren-Dieze“ (das „e“ des Vollklangs wegen) ist ihm dafür geblieben bis auf den heutigen Tag. Im Uebrigen war die Stimmung einheitlich. Man wollte überhaupt keinen Krieg, bei dem Sachsen doch unumstößlich die Fede zu zahlen hatte und nicht gewinnen konnte, wenn aber Preußen denselben von Hause her, so sollte die sächsische Regierung mit dem übrigen Deutschland Alles anbieten, seine Absichten zu vereiteln. Da die von Dresden aus wirklich verhängenen „Pfeffersüde“ zwar mundtäuschend waren (nur die „Deutsche Allg. Ztg.“ des Herrn Prof. Biedermann, der schon seit 1848 die „Kasseler-Zeitung“ hieß, verarbeitete in ihren Beiträgen ein paar Bohnen großpreussischer Sympathien zu ungezählten „Schälchen“ Blumchenaffee) man aber wußte, daß sie in Dresden nicht einflusslos waren und eine Politik des Bangemachens verfolgen konnten, so hielt man es für rathsam, gerade von Leipzig aus der Regierung den Rath zu reichen und sie in ihrem Widerstande gegen etwaige preussische Forderungen stark zu machen. Zu diesem Zwecke wurde eine große Volksversammlung einberufen, die denn auch in der damals größten Saale, dem des „Odeon“ (jetzt GutsMuthsches Gymnasium) in der Elberstraße unter ungenügender Ausnutzung stattgefunden hat. Man fand am Abend fast unendlich das Gedränge in der Saale nicht so lebensgefährlich schwierig war, wie eine Anzahl Jahre später bei der berühmten Disputation zwischen Babel und Sparg; bei diesem Anlaß mußten sich zwei stämmige Schulkollegen über die Länge in den Saal lagern, sonst hätte ich

nicht nimmermehr durchwürgt, können, obgleich ich im Besitz einer ordnungsmäßigen Reporterfarte war.

Jah kann mich der einzelnen in dieser Versammlung auftretenden Redner nicht mehr entsinnen, selbst darüber, ob Prof. Wuttke bei diesem Anlaß seine elektrisirende, leidenschaftliche Beredsamkeit entfaltete, bin ich nicht vollständig klar, so wahrgeinalich mir auch ist, daß es geschehen sein wird. Er hatte mit einem Sprachfehler, einem häufigen energischen Sighräußern, zu kämpfen, sein Organ war von Haus aus nicht stark und nur durch planmäßige Uebung gekräftigt, er war klein und unausgeprägt, fast gnomenhaft von Gestalt und ragte nur wenig über das Rednerpult empor, aber er war ein so vorzüglicher, ungestümmer und überzeugter Sprecher, daß er schon nach ein paar Minuten das Ohr jeder Versammlung besaß und daß jede Silbe deutlich vernehmbar war, wie immer der Saal in akustischer Beziehung geartet sein mochte. Es war für mich immer ein Fest, ihn reden zu hören, denn mich berauschte schon sein klassisch-edles Deutsch, das einen so wohlthuenden Gegenlag bildete zu dem faden Zeitungs-gewäsch, von der Rede aber, die er bei dieser Gelegenheit hielt, ist mir keine Erinnerung geblieben, wohl aber erinnere ich mich eines anderen Redners, der an diesem Abend auftauchte und der mir vollständig neu war, mit aller nur denkbaren Klarheit.

Dieser Redner war Wilhelm Siebknecht, und es erscheint mir heute noch bewundernswürdig, daß er sich in jener von politischer Leidenschaft aufgewühlten Versammlung Gehör und eine musterhafte Aufmerksamkeit zu verschaffen mußte. Denn sicherlich war er den meisten Anwesenden ein völlig Fremder; er hatte damals noch nicht den braunen Löwenkopf seiner späteren Jahre und besaß zunächst nichts, was die Masse hätte bestechen können. Lang und hager, im schwarzen Rock, entschlossen, aber ziemlich blaß, machte er eher den Eindruck eines Schullehrers (ich sage absichtlich nicht „eines Lehrers“) und auch seine Sprechweise konnte den Vergleich mit derjenigen Wuttke's nicht aushalten. Er bildete die Worte nicht auf den Lippen, was technisch so unendlich vorthellhaft ist und die größte Modulationsfähigkeit sichert, sondern er sprach aus der Brust heraus. Dabei waren seine Sätze und Perioden keineswegs tabellos; die Gedanken strömten ihm in solcher Fülle zu, daß der Inhalt die Form strengte, daß er oft, ohne den Vorderatz zu beenden, einen neuen kompletten Satz einschob und schließlich einen ganz anderen als den Vorderatz, einen Satz, den er garnicht gesprochen, sondern nur mit im Kopfe hatte, beendete. Dazu sprach er nur indirekt zur Sache, d. h. er hielt der Versammlung, weit professorenhafter als der kleine Professor, einen akademischen Vortrag über die Politik Cabours in Italien und deren Verwandtschaft mit der deutschen Politik Bismarck's, einen mit Thatsachen gespickten und von Seitenhieben wimmelnden, höchst belehrenden, höchst interessanten, höchst fesselnden Vortrag, aber immerhin einen Vortrag, der sich keineswegs an die politische Leidenschaft wendete, sondern an die Intelligenz, an das Urtheilsvermögen. Es würde nicht wunderbar gewesen sein, wenn aus der Mitte gerade dieser Versammlung heraus sich Schlusstrife erhoben hätten, wenn sie ungeduldig geworden wäre, denn sie war zusammengetreten, um über allerhöchste und allerbrennendste deutsche Fragen zu verhandeln, und was da unten in dem italienischen Stiefel vorgegangen und noch vorging, kümmerte sie nur indirekt. Dennoch hat Niemand daran gedacht, den Redner zu unterbrechen oder an seiner sich stellenweise überstürzenden und verwirrenden Diktion Anstoß zu nehmen. Die Versammlung hing an seinen Lippen, und als er abtrat, wahrscheinlich mit dem Gesichte, lange nicht Alles gesagt zu haben, was er wußte und im Kopfe hatte, dankte ihm stürmischer Beifall für die blendenben Streiflichter, die er auf den Komplex aller der damals Europa bewegenden Fragen geworfen hatte, hatte er einen großen, wohl nicht von allen seinen Hörern voll gewürdigten Erfolg errungen und sich meine vollste Bewunderung gewonnen. Es war zwar nur die Bewunderung eines Zwanzigjährigen, der obendrein viel lieber mit dem Gewehr in der Hand in Reich und Glück

gestritten, als den Kampf für seine Ueberzeugungen auf der Rednerbühne durchgeföhrt hätte, aber es war eine ehrliche und, wie ich heut noch glaube, verdienten Bewunderung, denn die Schwierigkeiten, mit denen er an jenem Abend zu kämpfen hatte, waren enorm und die Art, in der er sie besiegte, eine glänzende.

Die Veranstalter der Versammlung verfügten sich nach Beendigung derselben nach dem damals zwischen den Bahnhöfen an der Promenade gelegenen Telegraphenbureau, um die gefasste Resolution in alle Winde zu telegraphiren, und es schlossen sich ihnen Viele an, die noch das ober jenes Wort der Redner des Abends zu erschöpfen hofften. Unter ihnen waren auch ich und ein gleichartiger Bekannter, dem das ruhige Urtheil mit der politischen Leidenschaft durchging und der heftig die Frage aufwarf, ob man die sächsische Regierung nicht hätte auffor-

bern sollen, gegen die Vertreter der großpreussischen Richtung, die doch, wenn es zum Kriege käme, das Land nur an die Preußen verrathen und dieselben mit offenen Armen empfangen würden, energisch vorzugehen. Liebknecht hatte diese Aeußerung aufgefangen und erwiderte: „Das würde augenblicklich sehr wohlfeil und der Regierung vielleicht sehr angenehm sein, aber das hindert nicht, daß es grundfalsch und undemokratisch wäre. Wir sind augenblicklich nicht in der Opposition, sondern gehen mit der Regierung; sehr bald aber wird es wieder umgekehrt sein, und wenn wir heute die Gunst der Lage mißbrauchen, so begeben wir uns des Rechtes, unsere Gegner feige Kerle zu nennen, wenn sie dann den Spieß umdrehen und die Regierung angehen, mit den brutalen Machtmitteln des Staats gegen die unbequeme und lästige Opposition einzuföhren und uns mundtot zu machen.“

Der junge Geißhorn schwieg beschämt, ich aber sagte mir, daß dieser Mann noch eine große Rolle spielen werde, weil er ein Prinzipienmensch sei, wie sie, namentlich in einer so verworrenen Zeit, wie der damaligen, ganz von selbst das Uebergewicht erlangen.

Das war meine erste Bekanntschaft mit Liebknecht; ihm zu sagen, wie sehr er mich interessirt und gefesselt habe, verhinderte mich jugendliche Besorgnisse und die Sorgen davor, für einen Schneidhler gehalten zu werden, und Jahre vergingen, bevor ich Gelegenheit erhielt, ihn an diesem Abend und an die erste Rede, die ich von ihm gehört, zu erinnern. Der Anlaß dazu, mich ihm persönlich vorstellen zu lassen, war wesentlich verschiedener Art, es möge mir aber gestattet sein, zu erzählen, wie ich zu dieser persönlichen Bekanntschaft gekommen bin.

(Schluß folgt.)

Die Liebe auf dem „Kuhfänger“.

Von Kristofer Janson.

(Schluß.)

Jim merkte, daß er einen Hauptschlag führen mußte, und nachdem er als Vorbote ein schönes Füllen und ein einjähriges Schwein vorausgeschickt hatte, entschloß er sich, um sie zu freien. Er bereitete sich auf den heiligen Tag durch ein Gebet zu St. Patrik und durch ein Fischgericht, denn es war Fasttag, sowie durch zwei Gläser Whisky vor. Als er aber zur Station kam, merkte er, daß er anderthalb Stunden zu spät kam und ein wenig wirr im Kopfe war, kurz in wenig geeignetem Zustande, eine geziemende Freierrede zu halten. Zwei Gläser hatten Jim noch niemals zu Boden geworfen; aber es mußte diese Liebe sein, die ihn so berauschte. Er dachte, er könnte so langsam die Eisenbahnlinie entlang wandern; dann würde er wohl den „Dusel“ los. Wie gesagt, so gethan. Jim wanderte in seltsamen Träumen dahin. Er sah in Gedanken das zornigliche Gesicht seiner Geliebten, als sie den Schweden zur Thür hinauswarf; er sah ihre Arme, als sie auf dem Kartoffelacker arbeitete an dem ersten glücklichen Tage, an dem er sie entdeckt hatte; er sah sich selbst in dem alten, zerprüngenen Lehnsstuhl sitzen bei sich daheim, und sie auf den Knien vor ihm liegen, um ihm seine nassen, schmutzigen Stiefel auszuziehen.

Das Lächeln auf Jim's Gesicht wurde breiter; er lachte bisweilen laut, so daß es gluckte, und schüttelte den Kopf. Er sah weder nach rechts noch nach links; er hörte nichts, was um ihn her vorging; er kratzte nur in stillem Entzücken dahin, während die untergehende Sonne die Prairie goldig-roth färbte. Plötzlich wacht er auf über einen gewaltigen brausenden Laut — das ist die Lokomotive! Entsetzt will er sich umdrehen — im selben Augenblick wird er hingeworfen und in die Höhe gehoben, er schlägt mit den Armen umher und klammert sich in Todesangst an das Nächste, was er fassen kann, und da sitzt er — auf dem „Kuhfänger“.

Die Abzüge der Schuhe reichten bis auf den Boden hinab, aber Gott sei Lob und Preis — sie waren von „Brown's best in the world“, so daß sie sich sofort lösteten, abfielen und auf die Schienen herabkrachten.

Jim war plötzlich müthern geworden. Er vergaß die Freierrede und den Lehnsstuhl, ja selbst die robuste Arme der Wittwe übten keine Anziehungskraft mehr auf ihn aus. Hier galt es nur eins: sich festzuhalten. Er rief und schrie — Keiner hörte ihn. Die Lokomotive sandte ihr Alles überstühendes Puff! Puff! hinaus und sauste auf ihrer siegesthralen Bahn dahin. Jim klammerte sich fest. Dämme, Büsche, Häuser, Erde, Alles langte in verwirrendem Durcheinander mit der Schnelligkeit des Blizes an ihm vorbei und machte ihn ganz schwindelig. Konnte sie nicht einen einzigen Augenblick anhalten, nur . . .

„Hilfe!“ brüllte Jim. „Qui!“ antwortete die Lokomotivpfeife, und davon ging es, toller als vorher. Und dann diese Jitterschreie! Es war, als wenn Himmel und Erde in Eins zusammenfielen und voll

dunkler, tanzender Schatten und Spukgeister waren. Sie umschwirten ihn, sie schnitten ihm Gesichter; er meinte, er müßte unter ihnen den Schweden erkennen, der vor Erstaunen die Hacke fallen ließ und dann hinter ihm stand und laut über ihn lachte; denn das Unglück war, daß, wenn es auch ganz dunkel war, er in voller Beleuchtung der Lokomotivlampe saß.

Jim begriff, daß seine letzte Stunde gekommen war. Er begann über seine Sünden nachzudenken und übergab eine nach der anderen dem Heiligen St. Patrik zur gnädigen Beurtheilung; aber es half nichts — er sauste immer gleich teuflisch weiter. Jim hatte ein seltsam mattes Gefühl in den Armen und ein Lächeln in den Föhren — er begann Gelübde zu thun — er wollte sich niemals mehr kaufen lassen, um einen falschen Eid vor Gericht zu leisten, er wollte niemals mehr Sand in das Mehl mischen, er wollte niemals mehr lügen, als zum Hausbedarf nöthig war, er wollte zwei Wachslichter für die Kirche und fünf Dollars mehr für den Pfarrer geben, er wollte niemals heirathen . . . Nein, das konnte er doch nicht über seine Lippen bringen, er wollte in jedem Fall versuchen, ob es nicht ohne das ging.

Nahm es denn gar kein Ende!

Die Station! Die Station! Dieser höhnische, faulende, pfeifende Laut um ihn; diese Funken, die in der Luft flogen, als wenn es geradenwegs zur Hölle hinabging, diese Schatten, die die Arme nach ihm ausstreckten. „Hilfe! Hilfe!“ Jim fühlte, er ertrug es nicht länger; er hatte ein Gefühl, als sollte er ohnmächtig werden.

Da sieht er im Dunkel gleichsam den Umriß eines Gebäudes und eine rothe und grüne Laterne. Das mußte die Station sein. Gott sei Lob — er konnte vielleicht noch gerettet werden! Er bot seine letzte Kraft auf und klammerte sich fest — da hielten sie an.

Jim war so wirr im Kopfe, daß er die ersten Minuten unbeweglich sitzen blieb. Er war nicht im Stande, sich von seinem ziemlich unbequemen Sitze zu erheben. Da wurde er von schallendem Gelächter erweckt, er blickte auf — alle Leute, die auf der Station gewesen waren, hatten sich in einen Haufen versammelt und lachten über ihn.

„Das ist Jim! Meiner Seligkeit, das ist der irische Jim! Er ist betrunken!“ so tönte es rings um ihn. Er sah sich nach Barmherzigkeit um. Ganz vorn in der Schaar stand seine Geliebte mit den Händen in den Hüften und lachte am schlimmsten von Allen, und hinter ihr — der Schwede. Es war nicht zu ertragen! Jim sprang hinab und schlich sich in der Dunkelheit davon, zum „Hotel“. Er rief sich hinten, um Gefühl in seine Beine zu bringen — und was fühlte er da! Die Hosen waren zerrissen, Loch an Loch; die neuen Hosen, die er für diese Gelegenheit angezogen hatte! Er hörte den Lachchor ihm folgen, begleitet von witzigen Bemerkungen, sie mußten die Hosen gesehen haben. Er manöverte so geschickt wie möglich durch die

Hoteltür hinein und setzte sich in eine Ecke. Er verlangte ein Duzend Stecnadeln, und nachdem er mit diesen den Hosen Schaden nothdürftig ausgebessert hatte, bestellte er zwei Schnäpse und ein Glas Bier. Das irische Nationalgetränk setzte seine Lebensgeister wieder in Thätigkeit, und als da ein Duft von geschmolzenem Fett durch die Küchentür hereinbrang, erinnerte er sich, daß er ein Sterblicher war, der auch des Essens bedurfte. Er begann sich in Positur zu setzen. Die Stube war voll von Leuten: Farmer, die rund um den Ofen saßen, mit den Föhren auf dem Eisenrost, und spuckten, Eisenbahnarbeiter, die am Buffet standen und Whisky und Bier tranken und Geschichten erzählten. Der Wirth, ein Landsmann Jim's, ging gemüthlich zwischen ihnen umher und machte Witze, während er ihnen einschenkte. Als er im besten Zuge war, wurde die Thür zur Küche aufgerissen, und da raus die Wirthin, roth und rund, mit einer siedenden Bratpfanne in der Hand.

„Meinst Du, ich soll heut' Abend die Pferde im Stall füttern und Holz und Wasser holen, während Du hier drinnen herumgehst, faulenzst und trinkst? Du möchtest gern den ganzen Tag auf einem Stuhl sitzen, während wir armen Frauen uns schinden und plagen sollen! Hätte ich gewußt, daß Du so ein Faulpelz bist, hätte ich Dich niemals geheirathet. Ja, da war mein erster Mann ein ganz anderer Kerl! Das war ein Mann! Aber Du? . . . Willst Du nun einmal machen, daß Du da von der Stelle kommst!“

Jim's Landsmann stellte sich in Positur, legte die Hand an die Milche und sagte kurz: „All right, captain!“ worauf alle Farmer laut auflachten und die Wirthin brunnend die Thür hinter sich zuschlug.

„Heirathet niemals, Ihr guten Leute!“ sagte Jim's Landsmann, indem er seinen Rock anzog, das heißt, wenn Ihr es vermeiden könnt! Und heirathet Ihr, so nehmt die Wittwe eines gehängten Diebes; dann kann sie wenigstens nicht sagen, daß ihr erster Mann besser war!“ Damit verschwand er, um der Ordre seiner besseren Hälfte zu gehorchen.

Jim saß wieder in düsternen Betrachtungen da. War das ein Wahrzeichen! War es sein Schutzheliger St. Patrik, der ihm dieses Bild häuslicher Glückseligkeit zeigte, bevor er hinging eine Thorheit zu begehen?

Als der Wirth wieder hereinkam, verlangte Jim ein Bett für die Nacht. Es war am besten, sich bei Zeiten zurückzuziehen, bevor die Leute von der Station herkamen und die Geschichte vom „Kuhfänger“ erzählten.

„Wollen Sie zum Himmel oder zur Hölle?“ fragte der Wirth ganz ernst.

Jim sah ihn verwundert an; da aber der Wirth keine Miene verzog, äußerte er den Wunsch, in den Himmel zu kommen. Der Wirth müfferte ihn ein wenig. „Gut,“ sagte er, „es kommt darauf an, ob Sie hineinkommen.“ Dabei nahm er ein Talglicht und stieg mit ihm eine Treppe empor, die zum

Bodenraum führte. Der Wirth öffnete ein wenig eine Thür, musterte wieder prüfend Jim und sagte: „Es ist am besten, Sie ziehen den Stock und die Weste aus!“

Jim verstand ihn noch nicht. „Soll die Thür nicht weiter geöffnet werden?“ fragte er.

„Sie geht nicht weiter auf — sie sitzt an's Bett an,“ erwiderte der Wirth kurz.

Jim begriff Jim, daß er „auf dem schmalen Wege“ war. Er folgte der Anweisung des Wirthes, und glitt dann hinein. Als er hineingekommen war, ersuchte er höflich um einige Butterbröde und eine Tasse grünen Thee.

„Frühstück morgen früh um sechs Uhr,“ erwiderte der Wirth und reichte ihm das Talglicht hinein.

Er mußte also hungrig zu Bett gehen. Jim setzte das Talglicht auf den Boden, da kein Tisch vorhanden war. Das Zimmer war furchtbar warm, da die Sonne den ganzen Tag auf das Dach gebrannt hatte. Es war so hoch, daß er mitten im Zimmer aufrecht stehen konnte. Er öffnete das Fenster, um Luft hinein zu bekommen. Sofort flog ein Schwarm Mosquitos herein, so daß er es eilig wieder schließen und auf die Jagd gehen mußte. Es war, als wenn seine Widerwärtigkeiten gar kein Ende nehmen wollten. Und dann die Hosen! Wie konnte er mit ihnen morgen auf die Freierei gehen?

Endlich konnte er dann das Licht auslöschen und sich in's Bett legen. Aber schlafen — nein, das war unmöglich. Nicht wegen der Wanzen, nein, dieses irrische Hausstier war ihm von seiner Farm zu gut bekannt. Aber das Bett war zu kurz, und dann diese Mücken! Sie summten, sie langten, sie stachen und riefen in seiner Phantasie

das Säusen der Lokomotive auf dem Aufhänger nach. Gut! Die Fahrt würde er nie vergessen! Alle seine Glieder schmerzten noch. Er hörte die Lokomotive pfeifen; er sah die Schatten vorbeistiegen. Und dann diese Mücken! Erst gegen Morgen grauen, als die Mücken friedlicher gestimmt wurden, schlief er fest und ruhig ein. Aber kaum war er eingeschlafen, so donnerte es an die Thür.

„Wer da?“

„Sie müssen aufstehen!“ Es war die Stimme der Wirthin.

„Aufstehen? Ich bin ja gerade eingeschlafen!“

„Das geht uns nichts an! Wir bereiten jetzt das Frühstück!“

„Bereiten Sie soviel Frühstück, wie Sie wollen!“

„Aber wann müssen Sie aufstehen?“

„Ich soll aufstehen, weil Ihr Frühstück um fünf Uhr Morgens bereitet wird?“

„Ja, Sie müssen aufstehen!“

„Ich muß aufstehen!? Hab' ich nicht ehrlich und redlich mein Bett bezahlt? Ich steh' nicht auf, bevor ich nicht selbst will!“

„Ja, dann bullern wir an die Thür,“ erwiderte die Wirthin rauh und begann wieder an die Thür zu trommeln, als sollte das Haus einfliegen.

„Das sind ja Teufelsmenschen! Können Sie mich denn nicht in Frieden lassen?“

„Nein, Sie müssen aufstehen!“

„Aber was in aller Welt habe ich mit Eurem Frühstück zu thun?“

„Sie liegen auf dem Tisch!“

„Ich ... liege ... auf dem Tisch?“

„Jim begann ein Licht aufzugehen. Er besah seine Unterlage, richtig, es war ein graues, grobes Tischtuch mit Speiseflecken.

Er riß das Tischtuch unter sich hervor, warf es durch die Thürspalte, legte sich wieder zum Schlafen hin und erwachte erst um zehn Uhr am Vormittag. Die Sonne schien voll und warm in seine Dachkammer! Er zog sich in Eile an und ging zur Pumpe hinunter, um sich zu waschen. Da empfing ihn der Wirth mit den kurzen Worten: „Mittag um zwölf Uhr!“ Er war also auch um das Frühstück gekommen! Wie lange sollte er noch geplagt werden?

Jim ging klister zur Hotelthüre hinaus. Da kam ein prächtiges Gespann, das einen funfelnagelneuen Wagen zog. Und wer thronte oben auf dem Sitz? Niemand anders als seine geliebte Wittwe und — der Schwede mit dem einen Auge.

„Guten Morgen, Jim!“ rief sie ihm munter zu. „Wilst Du auch heute eine Fahrt auf dem Aufhänger machen? Besten Dank für das Füllen und das Schweinchen. Das letztere haben wir heute zum Hochzeitsmahl geschlachtet, denn nun kommen wir gerade vom Pfarrer, ich und mein Mann hier.“

„Will nicht der Herr bei der Hochzeit mit dabei sein?“ fiel der Schwede ein und blinzelte teuflisch mit seinem einen gesunden Auge.

Jim machte plötzlich Kehrt, ging wieder in's Hotel und bestellte einen Schnaps. Dann setzte er sich finster auf einen Stuhl und saß und grübelte lange Zeit. Aber plötzlich klärten sich seine Züge, er athmete sichtbar erleichtert auf und dankte St. Petrus für seine gnädige Fügung. Seiner Mutter Bild stand wieder vor ihm und er wiederholte laut ihre Worte:

„Heirathe niemals, Jim; denn alle Mannsleute sind Tagediebe und Trunkenbolde!“



Feuilleton.

Natur.

So sah ich Dich:

Zu Deinen Füßen lag Die weite Welt, ein kleines, flaches Rund. Um Deinen Scheitel kreisten Nacht und Tag, Und Sturmesbrausen floh vor Deinem Mund.

So sah ich Dich:

Um Deine Hüften wand Ein breiter Gürtel sich von Berg und Thal, Drei Feld und Wald in erster Blüthe stand — Darüber hin ein letzter Abendstrahl.

So sah ich Dich:

Das Haupt gebüllt in Licht Und segnend ausgebreitet Deine Hand. — Und Nebel quoll empor und legte dich Sich Dir um Fuss und Schultern und Gewand ...

So sah ich Dich:

In Schweigen und in Nacht Und Gesank und Grauen um Dich her, Und doch so gross in Deiner stummen Pracht, Das Reich marmirt von einem Sternemier.

So sah ich Dich:

Im Osten schob der Tag Die letzte Stirn empor am Himmelszelt — Und wiederum zu Deinen Füßen lag Ein kleines, flaches Rund die weite Welt. —

Ludwig Lessem.

In seiner Zeit. Oben von der Höhe, wo die Saat hänger stehen, kommt die Meise. Die Meise hat sie zum Winter gewöhnt, her aus in den Dorf wehrt. In dem Gedächtnis aus Wabengestalt soll sie Salz, Futter und etwas getrockneten Suppe holen. Eine wichtige Aufgabe! Doch hat die Meise sie noch auf den Weg angesetzt.

Auf der Höhe, wo die Meise noch mit Allem herumtrotzt, ist sie häufig anzusehen und hat herz-

haft in ihr Brot gebissen. Als aber dann am Walde saßen die Birkenblätter zu rauschen und zu wispeln begannen, ein Raubvogel schrei aus dem Walde drang, ist ihr unheimlich geworden: Jachie ist sie in's Laufen geraten.

Wald waren die kleinen Weindchen müde, an der Wegführung mußte sie ein wenig verschlafen. Da kam etwas den Weg heruntergetappt: im großen, schwarzen Mantel, der alle Großväter aus dem Nachbarnhaus.

Am war alle Unheimlichkeit vorbei und auch alle Müdigkeit. Auf- und dem alten Mann entgegenstehen, war eins. „Kind, hab' doch keine Angst! Was kauft Du denn mir?“ Die fremdliche Stimme bejauchte die letzte Aufregung des Kindes. Dann fußt er sie an die Hand, und nun schreiten sie zusammen hinunter in's Dorf. —

Ueber das Wetterschiessen in Italien liegen jetzt eine Reihe von Beobachtungen vor. Von Erfolgen kann kaum geredet werden, weil eher von Misserfolgen. Ueber die sichtbarsten Wirkungen des Schießens werden die widersprechendsten Behauptungen aufgestellt; während manche Leute ganz unmittelbar bemerkt haben wollen, wie die Wolken sich beim Schießen zertheilen, haben Andere etwas Veractiges niemals beobachtet können. Das Ergebnis der Beobachtungen auf zahlreichen Konstellationen war folgendes: Trotz regelrechten Wetterschiessens fiel Hagel, der großen Schäden anrichtete, in 46 Fällen; in 67 Fällen hagelte es bei unregelmäßigem Schießen sowohl innerhalb als außerhalb des Schießgebietes nur wenig. Das Schießen bewirkte also nicht einmal den schwachen Hagel zu verhindern. Diesen 113 unglücklichen Fällen stehen nur 60 Fälle gegenüber, in welchen nur geringer oder gar kein Hagel im Schießgebiet fiel, während es in den außerhalb gelegenen Orten stark hagelte.

Das dieser schlechten Resultate kann man noch nicht ohne Weiteres das Wetterschiessen für nutzlos erklären. Das italienische Schießgebiet ist fast durchgängig mit kleinen Apparaten versehen, aus denen mit kleinen Ladungen von 40—80 Gramm geschossen wird. Wenn die hierbei entstehenden kleinen Luftwirbel nicht die Kraft haben, sich bis zu den Wolken hochzuschleppen und auf diese zu wirken, so folgt noch nicht, daß dies auch bei den großen Geschützen mit den dazu gehörigen Ladungen von 180 Gramm der Fall ist. In Deutschland sind jetzt zwei Versuchgebiete für Wetterschiessen eingerichtet, bei Windisch-Kreutz und bei Ober-Jochmann; diese sind mit den größten und besten Geschützen versehen. Erst wenn diese Versuche

ebenfalls zu Misserfolgen führen, wird man sagen müssen, daß die Frage zu Ungunsten des Wetterschiessens entschieden ist. —

Eine nordische Sommernacht schildert G. Richter folgendermaßen: Bis gegen neun Uhr Abends oder noch länger herrscht der gewöhnlich helle Sonntag, der sich in Nichts von einem unferer Wreiten unterscheidet. Aber nun nähert sich die Sonne dem Horizont. Die Schatten werden lang, die Wolkchen, die am Himmel schweben, färben sich roth, ebenso die Bergspitzen. Die niederen Wolken sinken allmählig in Schattien, ebenso die Meeresfläche, ausgenommen jene Stelle, wo etwa gerade freier Ausblick nach Norden vorhanden ist. Hier stellen sich lang gezogene goldene und kupferfarbige Reflexe ein, die bis zum Horizonte hinauslaufen, wo die Sonne als glühender, fast strahlenloser Ball zwischen ganz fernem, feinen, leuchtenden Wolkstreifen steht. In der Nähe entspringen den kupferfarbigen Reflexen auf der Schattenseite der Wellen die wunderbaren, tiefgrünen, blauen und schwarzen Gegenfarbigen. Die Luft wird merklich kühler, eine gewisse Stille kehrt in die Natur ein, aber unverlöschlich glüht das Sonnenroth an den Berggipfeln, taghell bleibt es ringsum. Der Dampf gleitet raslos über die Fluth durch die Nacht, die keine ist. Niemand denkt an Schlafen. Alles starrt schweigend auf das Farbenschauspiel, das nun durch Stunden und Stunden am Himmel und auf der Fluth sich abspielt, das aber seinen größten Reiz durch die kühnen und stolzen Bergformen der Küste und der Inseln erhält. Um Mitternacht, wenn die Sonne am tiefsten steht, sind es nur einzelne, besonders hochragende Gipfel und nach Norden freiliegende Gehänge, die noch ein sanftes Rosa zeigen; schwarz stehen die Silhouetten der nördlich vorliegenden Inseln und Berggipfel vor dem gelben Himmel, vielleicht nur hier und da am Rande röthlich leuchtend. Gegen ein Uhr ist die Zunahme des Lichtes bereits bemerklich, das blasse Roth an den Bergen verwanbelt sich wieder in helles Gelb, und um zwei Uhr blenden schon die ersten kräftigen Strahlen der höher steigenden Sonne über die Berggipfel.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!